

Die Fliegentüte.



Die Lüte — sie klebt.



Herr Frei sich erhebt.



„Verbeugung — Verehrung..“



Da hast die Beförderung!

Ein Erfahrener. Können Sie mir nicht ein passendes Handbuch für meine Italienreise empfehlen? ...

Sie weiß es besser.



Er: Warum ich so zurückhaltend bin? Ja, wahre Liebe ist eben schweigend! ...

Leicht gehalten.



Wauer: Was mach mal jetzt da? Ein Ober ist drauf gegangen bei der Wauferi, und kriegt hab' s' nimmer; hast ja übrig's? ...

Rabeliegende Bemerkung.



Hänschen (beim Anblick der neuen, häßlichen Küchenherd, deren lange Nase eine Wange trönt und ein großes, zum Himmel strebendes Haar darauf, leise zur Mama): Mama, skurril wie ein Rhinoceros!

Gehaupt wie gesprungen.



M. (Maler): Ich würde Sie einladen, mal zu mir in meine neue Wohnung herzukommen, aber ich habe die Stühle noch nicht entworfen. ...

— Auch ein Erfolg. Fremder (zum andern): Die Brücke hier ist so morsch und baufällig, daß man wirklich sein Leben versichern lassen sollte, ehe man hinüber geht. ...

„Und was erwiderte er?“ „Nichts! Er hat mir am nächsten Tage einen ... Lebensversicherungsagenten zugesandt!“

Der schlauere Wirt.



Fremder: Ja, Herr Wirt, alles recht schön, aber für den Nachhauseweg wird zu wenig Beleuchtung; man sieht ja rein garnichts! ...

Spekulatio. Kocher: Soll ich schon wieder auf mehrere Wochen zu dem Dattel gehen? Das muß ihm ja lästig werden! ...

Posthaft.



Maler: Sie wollen sich für Ihren Schwiegerohn malen lassen, wie groß soll denn das Bild werden? ...

— Vergleich. Wie war der Wein gestern bei der Silbermannschen Soiree? ...

— Was meinen Sie damit? „Nu — gemischt!“

Die sieben Raben.



„Sind das nun meine Brüder, oder sind es wieder die verwünschten Ahaliter?“

Fräulein.

Eine Erinnerung aus den 80ern von E. Kozega.

Sie war ein kleines, hageres Mädchen mit einem gewöhnlichen, farblosen Gesicht und einigen, komischen Bewegungen. Ihre grauen runden Augen erinnerten an die eines Bogels und sie blickte furchtigst alle an mit dem Ausdruck der Unbeholfenheit und des Schuldbewußtseins.

Das schraube Haar löste sich beinahe aus dem Knoten, der nachlässig im Nacken aufgesteckt war. Wo hätte sie auch die Zeit hernehmen sollen, um sich sorgfältig zu frisieren! Man kann nicht behaupten, daß „Fräulein“ mit Stunden gerade überhäuft gewesen wäre, nein, aber da sie keine abschlagige Antwort zu geben imstande war, so wurde ihre Zeit vielfach ausgebeutet.

„Fräulein“ — so hieß es in einem Hause — „Sie gehen nicht zu meiner Schneiderin mit heron und sagen ihr, daß ich sie morgen erwarte, Sie kommen ja dort vorbei.“

„Auch tauschen Sie mir bitte diese Wollie um, Fräulein. Der Laden ist, so ganz in Ihrer Nähe!“

Und „Fräulein“ lief von einem Ende der Stadt zum andern, denn die Schneiderin und der Laden waren drei Meilen von ihrer Wohnung entfernt.

Setzte man sich nach dem Tange zu Tisch, so nahm sie irgend ein Gedächtnis an der Tafel ein. Man hatte sich an sie überall gewöhnt, wie an ein bequemes und hummes Möbelstück. Sie unterrichtete die Kleinen im Lesen und Schreiben, in zwei Sprachen und in den Anfangsgründen der Musik. Weiter reichte ihr Können nicht aus.

Ihr Name war Ferdinande, aber in den Familien, wo sie bekannt war, fand man es bequemer, sie einfach „Fräulein“ zu nennen. Allmählich vergaß das arme deutsche Mädchen fast selbst, daß es eigentlich Ferdinande hieß. Wann wurde sie denn so genannt? Freilich in ihrer Kindheit, als sie noch eine Heimar und ein Vaterland hatte. ...

Sie war in Berlin geboren und wurde früh Waise. Eine entfernte Verwandte, die ein Pensionat hielt, nahm sie aus Mitleid auf. Als das Mädchen vierzehn Jahre alt war, verheiratete sich die Verwandte nach Amerika und brachte ihren Schilling bei einer russischen Familie unter, die ihn nach Petersburg mitnahm.

„Ganz gleich, wo ich lebe, wenn ich nur ein Stück Brot habe. Hätte ich nahe Angehörige, dann wäre es etwas anderes.“ So dachte Ferdinande. Sie gewöhnte sich sogar an den Besuch der russischen Kirche, ebenso wie sie sich an die russische Sprache gewöhnte. Deutlich sprach sie ja auch nur mit den Kindern! Ihr Russisch besaß sie freilich die anderen, und mit gutmütiger Ironie wurde ihr oft gesagt:

„Sie haben sich aber schon gänzlich russifiziert, Fräulein!“

Sie schwieg, lächelte verschämt, und war immer von gleicher Ruhe und Gefügigkeit. So vergingen zwanzig Jahre. Die Kinder, die sie unterwies, wuchsen inzwischen heran und slogen nach den verschiedenen Himmelsrichtungen auseinander.

„Fräulein“ mietete sich ein kleines Zimmerchen und lief von morgens bis abends herum, um Stunden zu geben. War sie glücklich? Sie hatte gar keine Zeit darüber nachzudenken. Ihr ganzes Leben war ein ununterbrochener Werttag. Der einzige Lichtpunkt in ihren Erinnerungen blieb der Konfirmationsstag. Damals bekam sie ein neues weißes Kleid und sie ging wie eine Prinzessin zum Abendmahl. Sie hatte keine Freundinnen und wachte auch nicht, was Liebe ist, wahrscheinlich war sie wenig angezogen.

Die Zeit hufchte vorbei, ohne irgend etwas Neues in ihr Leben hineinzutragen.

Eines Abends war sie bei Betanzen zum Te. Unter den Gästen befand sich ein junger, japanischer Student, der in Petersburg die Universität besuchte. Er war gekommen, um Abschied zu nehmen, da die Sehnacht ihn nach der Heimat trieb. „Fräulein“ tamte diesen kleinen, schwarzen, schmeisigen Menschen schon lange, der sich nur um seine Bücher zu kümmern schien. Während sie wie gewöhnlich am Samstagsabend saß und den Te einrichtete, folgte sie der allgemeinen Unterhaltung, ohne selbst eine Aeußerung zu machen. Wöglich stulte sie. Die Stimme des japanischen Studenten klang auf einmal so freundlich, so lebenslustig, als er von dem Blick sprach, von der Sonne des fernen Vaterlandes umfloßt zu werden. Noch nie hatte ihr Ohr vergleichbar vernommen. Erkaunt richtete sie ihre farbigen Augen auf den Studenten und begegnete seinem begeisterten, heißen Blick.

„Nicht wahr, Fräulein, nur in der Fremde wird man sich erst so recht seiner heißen Liebe zum Vaterland bewußt?“ sagte er, sich an ihr wendend.

Verwirrt über diese direkte Frage, wußte sie nicht, was sie antworten sollte. Vor Belegenheit traten ihr die Tränen in die Augen.

„Ayay, bravo“, riefen lachend die anderen aus, „da sind Sie doch mit Ihrer Vaterlandsliebe heringefallen, denn Fräulein hat längst vergessen, deutsch zu denken!“

Die Unterhaltung ging bald auf ein anderes Thema über. Das arme deutsche Mädchen senkte den Kopf tief über die Tassen, die sie reinigte und wieder füllte, und sie versuchte sich über den Anseh ihrer Gedanken klar zu werden, der so plötzlich hervorgerufen wurde. Als sie nach Hause kam, entkleidete sie sich und ging zu Bett, aber sie konnte nicht einschlafen. Die Hände über der schaden Brust gefaltet, lag sie unbeweglich und schaute nach den Schatten an den Wänden ihres Kammerchens.

Wie klein und ead kam sie sich auf einmal vor im Vergleich zu dem jungen Japaner, dem die Liebe und Verehrung seines Vaterlandes einen ungewöhnlichen Adel verlieh. Mit welcher Leidenschaft hatte er von der heiligen Pflicht gesprochen, sein Vaterland zu schützen und zu fördern! Sie bogegen — hatte nichts Eigenes mehr, weder Gedanken noch Sprache, weder Religion noch sogar einen Namen. Sie war nur das Fräulein, das dazu lebte, um die Wünsche und die Raunen anderer durchzuführen.

Tränen füllten ihre Augen, als sie sie schloß, um sich in Erinnerungen der Kindheit zu vertiefen. Es wurde ihr selbst reich um Herz, und unbekannte Seiten schienen dort plötzlich zu erklingen. Sie sah die schöne Stadt Berlin ... die kleine Ferdinande geht an der Hand der Mutter unter den Linden, die von Sonnenstrahlen überflutet werden. Ein Wellenschubst in der Luft zu verpüren, und die Mutter brüht zärtlich ihre kleine Hand. „Bist Du müde, mein Kind?“ Und sie antwortete: „Ach, nein!“ Und sie doch gern mit der Mutter bis ans Ende der Welt gegangen, um nur ihre lieben Worte zu hören.

Das arme Fräulein weinte immer heftiger Tränen, die ihre Wangen und ihre Rippen nähten.

„Fräulein“ war auf einmal nicht wiederzuerkennen, als ob ihr irgend ein Glück zuteil geworden wäre. Sie sind wieder jung geworden, Fräulein, was geht denn mit Ihnen vor?“ fragten die Leute. Sie lächelte nur und judte mit den Schultern. Das war ihre ganze Antwort. Vom Morgen bis zum Abend lief sie herum und gab Stunden. Sie brauchte ja Geld, viel Geld, um ihren Plan durchzuführen, und deshalb mußte sie auch sorgfältig sparen. Anstatt des Morgentees trant sie jetzt nur ungefühten Tee und das Weißbrot gewöhnte sie sich auch ab. Das Mittagessen bestand neuerdings nur noch in einem trocknen, kärglichen Imbiß. Einem schönen Tages, als sie erschöpft zu der Stunde erwachte, sagte sie tief aufatmend: „Nach zwei Wochen lehre ich für immer in mein Vaterland zurück!“

„Ach, Unsinn, Sie haben ja gar kein Vaterland!“ erwiderten die anderen lachend. Armes Fräulein, sie preßte die Lippen zusammen, und zu Hause angelangt, brach sie in Tränen aus und schlieferte: „Die grausamen Menschen wollen mir das Recht auf ein Vaterland absprechen und ich hätte doch auch gern mein Leben hergegeben.“

Wie dankbar bin ich dem japanischen Studenten. Er hat mich zu mir selbst zurückgeführt und die Vaterlandsliebe in meiner ermatteten Seele wieder geweckt, die jetzt zu einem neuen Leben erblüht! Wie reich erliefen ihr auf einmal die Welt! Sie wollte sich in der Heimat der Liebesarbeit widmen und von der Sonne des Vaterlandes beschienen lassen. Mit dem benachbarten Stramer, bei dem sie ihr Stüchden Würst kaufte, mit dem Weheling im Reegeschäft, mit der Brothändlerin und mit jedem Menschen sprach sie von ihrer Reife nach Deutschland.

Die kleinen Leute, bei denen sie wohnte, fuhren zu: Sommerfrische aufs Land. Fräulein blieb allein im Hause und die Frau des Schweizers bediente sie. Mir heftigem Kopfschmerz kam Fräulein eines Tages von der Stunde nach Hause, und am folgenden Morgen konnte sie vor Schwäche nicht aufstehen. Der Arzt wurde herbeigerufen und erklärte: „Ein Nervenfieber bei ungewöhnlicher Entkräftung, man muß die Angehörigen benachrichtigen.“

Sie hat keinen Verwandten in der Welt!“ erwiderte die Frau des Schweizers, und an die Kranke sich wendend, sagte sie unwirsch: „Sie pflanzen immer vom Ver-späßen des Juges und vom Reisen, wohin wollen Sie denn in Ihrem Zustande reisen, denken Sie doch lieber an den Tod!“

Ferdinande schluckte lange, und am Abend war das Fieber geltegen und der Atem noch schwerer als am Tage geworden. Die Frau schob ihr das Kissen zurecht und hörte sie murmeln:

„Wie schön unsere Weischen duften!“ Dann sank der rechte Arm leblos am Bett herunter. Armes Fräulein, mit einem tiefen Seufzer war sie in eine neue Welt hinübergegangen, wo das allgemeine Vaterland der ganzen Menschheit zu finden ist. Jetzt war auch für sie alles ausgeglichen.

Das Abschiednehmen.

Das geschmacklose, feelenlose und häufig endlos in die Länge gezogene Abschiednehmen wird von einem Ploudeur in einer bayerischen Zeitung trefflich gezeigelt, indem er sagt: „Unsere Abschiede sind seltenes geworden. Die Mechanisierung unseres Lebens hat sich auch auf das Adieu erstreckt. Mechanisch und verbindlich murmeln wir: „Hat mich sehr gefreut.“ — „Bitte, ganz meinerseits.“ — „Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin.“ — „Besuchen Sie uns recht bald wieder.“ So viel Sätze, so viel leere Reden. Es soll mir einer jenen weißen Raben zeigen, der beim „Gut geteurt“ auch in der Zeit die Freude fühlte, von der sein Mund zu sprechen weiß. Das Gegenteil trifft meistens zu: Der wirklich Freude hatte, spricht über Abschied nicht davon. Und erst das „meinerseits“ und „hererseits“, was sind das noch für höfliche Wälle geworden, die auf hohe Trommeln fallen und den vorgeführten Gesellschaftistäm vollführen.“

Auch der gerührte Abschied ist mechanisiert. Und ordentliche Leute springen, wenn sie den Besuch zur Bahn begleiten, noch einmal zurück und holen sich zwei neue Taschentücher aus dem Schront, ein für's Weinen, ein für's Winken. Und wir kennen alle jene guten, wohlgezogenen Seelen, die ein für allemal dieselben Tränen zur Verfügung haben, mag ein Dattel fortgehen oder eine Tante, mag der Lieblichshund verladen werden oder ein Kanarienvogel.

Wenn ich mich recht erinnere, so sagte man früher wohl weniger beim Abschied, aber das Wenige hatte meistens eigene Prägung, war seine abgegriffene Schiedemünze. Es mochte auch geschehen, daß einem das Beste, was man zum Abschied hatte sagen wollen, erst nachher einfiel. War immerhin noch besser, als wenn man heute Dinge sagt zum Abschied, die einem gar nicht eingefallen sind. Die einem gar nicht einfallen brauchen, weil sie im Register stehen. Je länger dein Register, das bis zum Abschied reicht, desto besser wird es von dir heißen: ... einmal ein netter Mensch, der weiß, was sich gehört.“

Es gibt wahre Abschiedsvirtuosen. Sie können viertelstundlange Abschiedsreden dreschen. Auf dem Donnerschiff von Vnz nach Passau sahen wir einmal Familien, die vier Stationen lang voneinander Abschied nahmen: ... und grüßen Sie die Theres' und den Mar! — Die Lieb nicht vergessen, gelt — und wenn's den Thyrast nicht von mir grüßen, sind wir ihnen böö — und vergrüßen Sie nicht auf's Wiederkommen — und schreiben S' uns recht bald a Anstichstark'n oder so was, gelt — und es war uns eine herzliche Freude — so, bei Ihnen auch? — das ist schön von Ihnen — aber bei uns war die Freude wirklich größer, — auf Ehr und Seligkeit — und, jesses nein, jetzt hält' ich beinahe den Kops ver-gessen und den Herrn Grünbud — daß Sie mir die fein auch schön grüßen ... Aber da mer es, daß die Abschiednehmenden die Stationen falsch berechnet hatten, so daß eine Pause eintrat. Verlegene Gesichter, aber nur einen Augenblick. „Und grüßen Sie mir den Mar! und die Theres' ...“ Man hielt einfach die abgepielte Walze wieder aufgelegt.

— Im Schlächterladen. Kunde: „Wo, diese vorzügliche Salsamurkt hat Ihr Sohn fabriziert. Ist das der mit den künstlichen Neigungen, der auch die hübschen Aquarelle malt?“ Schlächtermeister (geschmeichelt): „Freilich! Das sind ja seine beiden Spezialitäten: Aquarell und Salsami!“

— Unga-lant (in den Laden eines Optikers tretend): „Ich möchte gern eine Brille kaufen, schöne Frau!“ Optiker: (aus dem Nebenzimmer zu seiner Gattin): „Da kannst Du gleich die schönsten Nummern vorlegen, der Herr scheint sehr kurz-sichtig zu sein!“

Verfälschte Drohung.



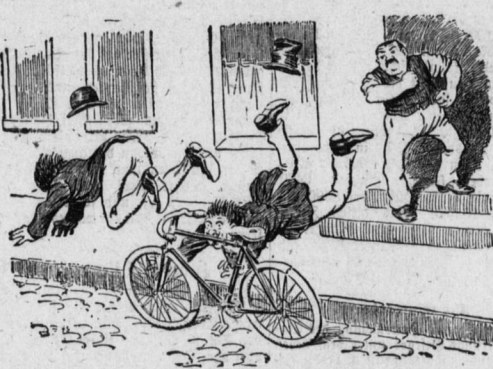
Mutter: „Wenn du dein Brüderchen noch einmal schlägst, Hans, dann wird es krank werden und sterben, und da wird man es auf den Kirchhof fahren.“

Sans (begeistert): „O Mama, darf ich da neben dem Aufseher sitzen?“

— Eine Geschichtskunde. Herr: Der Musiker war doch früher zweiter Geiger im Hoftheater-Orchester? Warum mag er da wohl weggegangen sein? Dame: Aus Ehrgeiz. Er dachte wie Julius Cäsar: Lieber der Erste im Café - Varieté, als der Zweite im Opern - Orchester.

— Der Anfang vom Ende. Gast: „Alle Wetter! Um neun Uhr dieser Morgen sah der Inspektor bereits hier, und jetzt trinkt er noch immer eine Maß nach der andern. Ob der denn gar nicht ans Nachhausegehen denkt?“ Kellner: „O doch! Seit zwölf Uhr ist er am — Abrunden!“

Fatales Intermezzo.



Haustnecht (der einen Zehnpfenniger an die Luft setzt): „Schwererehrt, jetzt fliegt der Reel gerade dem Radfahrer in die Flanke. Na, nun kugeln beide umeinander.“



„Gott sei Dank, der Radfahrer schwingt sich wieder auf sein Rad. — Ha, das ist ja der Reel, den ich 'rausgeworfen, und der Unschuldige bleibt liegen!“

— Tennis - Partie. „Du hast aber heute auffallend schlecht gespielt. Warum hast du denn die Wälle nicht ordentlich zurückgeschlagen?“ „Weißt du, mein Partner hat gesagt, seine zukünftige Frau müsse sanft sein und eine zarte Hand haben; — da traute ich mich nicht, kräftig zuzuschlagen.“

— Im Schlächterladen. Kunde: „Wo, diese vorzügliche Salsamurkt hat Ihr Sohn fabriziert. Ist das der mit den künstlichen Neigungen, der auch die hübschen Aquarelle malt?“ Schlächtermeister (geschmeichelt): „Freilich! Das sind ja seine beiden Spezialitäten: Aquarell und Salsami!“

Trennungsrund.



Richter: „Und warum leben Sie nicht mit Ihrer Frau zusammen?“ Angeklagter: „Nu, wenn Se mir immer einperren!“